

Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits folgende Bücher der Autoren erschienen:

Die Wanderhure	Die Ketzerbraut
Die Kastellanin	Feuertochter
Das Vermächtnis der Wanderhure	Die Fürstin
Die Tochter der Wanderhure	Die Rebellinnen
Töchter der Sünde	Die Flammen des Himmels
Die List der Wanderhure	Dezembersturm
Die Rache der Wanderhure	Aprilgewitter
Die Goldhändlerin	Juliregen
Die Kastratin	Das goldene Ufer
Die Tatarin	Der weiße Stern
Die Löwin	Das wilde Land
Die Pilgerin	
Die Feuerbraut	<i>Im Knaur HC ist erschienen:</i>
Die Rose von Asturien	Die steinerne Schlange

Über die Autoren:

Hinter dem Namen Iny Lorentz verbirgt sich ein Münchner Autoren-paar, dessen erster historischer Roman, *Die Kastratin*, die Leser auf Anhieb begeisterte. Mit der *Wanderhure* gelang ihnen der Durchbruch; der Roman erreichte ein Millionenpublikum. Seither folgt Bestseller auf Bestseller. Die Romane von Iny Lorentz wurden in zahlreiche Länder verkauft. Die Verfilmungen ihrer *Wanderhuren*-Romane sowie die Bestseller *Die Pilgerin* und *Das goldene Ufer* haben Millionen Fernsehzuschauer begeistert.

Im Frühjahr 2014 bekam Iny Lorentz für ihre besonderen Verdienste im Bereich des historischen Romans den *Ehrenhomerpreis* verliehen. Die Bühnenfassung der *Wanderhure* in Bad Hersfeld hat im Sommer 2014 Tausende von Besuchern begeistert und war ein Riesenerfolg.

Besuchen Sie auch die Homepage der Autoren:

www.inys-und-elmars-romane.de

INY LORENTZ

Der rote Himmel



Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe April 2016
Knaur Taschenbuch
© 2016 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: AKG images / North Wind Picture Archives,
© Richard Jenkins
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51171-8

2 4 5 3 1

ERSTER THEIL

Feindschaft



1.

An einem Spätsommertag des Jahres 1860 hielt Edward Montgomery eine Rede, die nun bereits zwei Stunden währte, und Walther Fitchner, Rancher und Mitglied des Senats von Texas, ärgerte sich seit dem ersten Wort über ihn. Nun hob Montgomery in einer theatralischen Geste die Faust. »Wir müssen uns von diesen Krämerseelen des Nordens trennen, sonst haften sie wie ein Geschwür an uns und werden den gesunden Leib des Südens verderben. Wollt ihr das?«

»Nein!«, hallte es von den meisten Senatoren-, aber auch von den Zuschauerplätzen zurück. Dort hatten sich Montgomerys Anhänger versammelt und bejubelten seine Rede mit derselben Begeisterung, mit der sie die wenigen Männer niederschrien, die es wagten, sich gegen ihr Idol zu stellen.

Zu den Angefeindeten gehörte auch Walther. Bis vor wenigen Wochen hatte er noch gehofft, die Vernunft würde siegen, doch mittlerweile zweifelte er daran.

Montgomerys nächste Worte gingen im Lärmen seiner Parteigänger unter, aber kurz darauf gewann seine durchdringende Stimme wieder die Oberhand.

»... hat es Texas gebracht, nach Washington zu schauen und wie ein Bittsteller dort vorstellig zu werden? Nichts, sage ich euch! Unsere gerechten Ansprüche auf das Land am Oberlauf des Rio Grande wurden uns schmähsch verweigert, weil man dort neue Territorien einrichtet, in denen die Handlanger des Nordens das Sagen haben!«

Nun hielt es Walther nicht mehr auf seinem Sitz. Er stand auf und stemmte zornig die Arme in die Seiten. »Sie haben wohl vergessen, dass die Bundesregierung dafür die gesamten Schulden der ehemaligen Republik und des jetzigen Bundesstaats Texas übernommen hat, die sonst noch unsere Enkel und Urenkel hätten abtragen müssen!«

»Diese Schulden hätten wir durch den Verkauf von Landrechten längst hereingebracht und besäßen die Aussicht, weiteres Land im Westen und im Süden für Texas zu gewinnen!«, trumpfte Montgomery auf.

Er hielt kurz inne und ließ seinen Blick Beifall heischend über die Senatoren und Zuschauer schweifen. »Diese Niggerfreunde im Norden haben alles getan, um Texas schwach zu halten. Doch sind wir schwach, Freunde?«

»Nein!« Diesmal ließen das Schreien und Trampeln seiner Anhänger die Wände erzittern.

»Was auch immer kommt: Texas muss für uns alle an erster Stelle stehen«, fuhr Montgomery fort, als es etwas ruhiger geworden war. »Dies bedeutet aber auch, dass jeder Texaner seinen Besitz in die Territorien und in den Norden mitnehmen kann, ohne dass bestechliche Richter und diese von Gott verfluchten Abolitionisten ihm seine Sklaven wegnehmen können. erinnert euch an Kansas und an die Morde, die dieser Lumpenhund John Brown dort begangen hat!«

»John Brown wurde wegen seiner Verbrechen von den Bundesbehörden gefangen genommen und von einem ordentlichen Gericht zum Tode verurteilt!«, rief Walther in die kurze Pause hinein, die der Redner machte, um seine Anklage besser wirken zu lassen.

»Aber diese verdammten Yankees bezeichnen ihn als Märtyrer, ja, als Wiedergeburt Christi!«, brüllte Montgomery ihn an.

»Dafür halten viele Leute im Süden einen Mann für einen Helden, der einen anderen hinterrücks mit dem Metallknäuf seines Spazierstocks niedergeschlagen hat!«, konterte Walther nicht weniger aufgebracht.

»Diese von Gott verdammten Sklavenfreunde haben es nicht besser verdient! Ein echter Gentleman aus dem Süden sollte jeden Tag einen dieser Schurken mit seinem Gehstock züchtigen«, spottete Montgomery unter dem Johlen seiner Parteifreunde und Anhänger.

Dann bedachte er Walther mit einem höhnischen Blick. »Aber das können Sie nicht begreifen, denn Sie sind nur ein lumpiger Ausländer, der nach Texas eingewandert ist. Wenn ich eines mit den Yankees teile, so ist es die Abscheu vor katholischen Iren und Deutschen, die als Speerspitze des Vatikans in unser Land kommen und uns nach Jahrhunderten der Freiheit wieder unter das Joch Roms zwingen wollen!« Montgomery lachte, denn diesem Trumpf, so sagte er sich, hatte Walther Fitchner nichts entgegenzusetzen.

Mit einer energischen Bewegung verließ dieser seinen Platz und trat vor die Rednertribüne. »Ich war am San Jacinto River dabei, als wir für Texas die Freiheit erkämpften. Dort aber habe ich weder Ihren Vater noch Ihre älteren Brüder gesehen! In jenen Tagen war Texas ein Land ehrlicher Farmer, die sich und ihre Familien mit ihrer eigenen Hände Arbeit ernährten. Keiner der reichen Plantagenbesitzer aus Louisiana, Georgia oder den anderen Bundesstaaten des Südens dachte damals daran, auch nur einen Finger für die Freiheit von Texas zu rühren. Erst als wir diese errungen hatten, kamen die Herren mit ihren dicken Geldbündeln und ihren Sklavenscharen und rissen das beste Land an sich.«

Walthers Hoffnung, den Stolz der Texaner zu wecken und einige der Männer, die er einst Freunde genannt hatte und die

nun in Opposition zu ihm standen, wieder auf seine Seite zu ziehen, erfüllte sich nicht. Sie schrien ihn nieder, Pflanzer und Sklavenbesitzer drohten mit den Fäusten, und Montgomery heizte die Stimmung weiter an.

Mit höhnischer Miene wandte er sich an Walther. »Mister, Sie haben eben meinen Vater und meine Brüder beleidigt. Dafür verlange ich Genugtuung! Außerdem steht noch eine weitere Rechnung offen. Sie haben meinen Parteifreund und wahren Gentleman des Südens, Thierry Coureur, durch Betrug und mit der Hilfe Ihrer deutschen und irischen Katholiken um seinen Senatssitz gebracht. Auch dafür werden Sie mir geradestehen!«

»So ist es richtig!«, vernahm Walther die durchdringende Stimme von Rachel Coureur, der Ehefrau seines einstigen Freundes Thierry.

Er sah nicht einmal hin. Seit der von ihm gewonnenen Wahl hasste die Frau ihn mit jeder Faser ihres Herzens und hatte mit ihren Hetzereien dafür gesorgt, dass jede Versöhnung mit Thierry unmöglich geworden war.

Walther streifte den Gedanken an Thierry und dessen Ehefrau ab und musterte Montgomery mit kaltem Blick. »Wenn Sie mich zur Rechenschaft ziehen wollen, sollten Sie es nicht mit einem Spazierstock tun. Männer, die das hier in Texas versuchen, werden ohne Zögern niedergeschossen.«

Einige der Senatoren und Zuschauer zogen die Köpfe ein. Immerhin waren wilde Geschichten über Walther Fitchner im Umlauf, und keine davon besagte, dass man ihn ungestraft beleidigen konnte. Er mochte fast sechzig Jahre alt sein, doch er hielt sich noch immer aufrechter als manch Jüngerer und konnte tagelang im Sattel sitzen, ohne zu klagen. Auch hatte sich die Zahl jener Unglücklichen, die auf seinen Befehl hin aufgehängt worden waren, im Volksmund verdoppelt und

verdreifacht. Zwar war er hier im Senat von Texas nur einer der wenigen Vertreter der Opposition, aber sein Wort galt in seinem Heimatbezirk so viel wie ein geschriebenes Gesetz.

Edward Montgomery durchlebte einige unangenehme Augenblicke, denn er musste an die Duelle denken, die sein Gegner gewonnen haben sollte. Bei dem Gedanken, nur wenig älter als dreißig zu sein und als guter Schütze zu gelten, straffte er jedoch die Schultern und warf Walther seinen zusammengeknüllten rechten Handschuh hin.

»Ich werde Texas von Ihrer Anwesenheit befreien, Fitchner.«

»Jawohl, tun Sie das!«, rief Rachel Coureur triumphierend. Fast sechs Jahre lang hatte sie ihren Hass gehegt und sah nun die ersten Früchte wachsen.

Ihre Tochter Thamar hingegen, die neben ihr auf den Zuschauerrängen Platz genommen hatte, starrte hilflos zu Boden. Viele Jahre lang hatte sie Walther Fitchner und dessen indianische Ehefrau Nizhoni wie nahe Verwandte geliebt und war vor Scham fast gestorben, als ihre Schwester Abigail Walthers Sohn Josef mit einem anderen Mann betrogen hatte, obwohl die beiden verlobt gewesen waren. Bei dem Gedanken an Josef suchte ihr Blick das andere Ende der Zuschauerränge. Dort saßen die beiden ältesten Fitchner-Söhne, Josef in einem dunkelgrauen Jackett und karierten Hosen, sein Bruder in der Uniform eines Kadetten der Militärakademie von Westpoint, von der er vor wenigen Tagen zurückgekehrt war.

Während die junge Frau ihren Gedanken nachhing, warf Montgomery Walther etliche Beleidigungen an den Kopf und forderte ihn auf, ihm jetzt und sofort zum Duell zur Verfügung zu stehen.

Bislang hatten Josef und Waldemar sich zurückgehalten. Doch als Montgomery ihren Vater einen dreckigen Squaw-

man nannte, der es gar nicht wert sei, in den Pistolenlauf eines echten Gentleman zu blicken, fuhr der Ältere auf.

»Sie wollen ein Gentleman sein, Montgomery? Ein kläffender Pinscher und ein Feigling sind Sie! Einen Mann herauszufordern, der fast doppelt so alt ist wie Sie, ist schändlich! Ich werde nicht zulassen, dass Sie meinen Vater und meine Familie länger schmähen. Daher fordere ich Sie zum Zweikampf. Sie können sich aussuchen, ob mit Pistolen, Säbeln oder was auch immer. Es soll nur schnell gehen, denn ich will morgen wieder zu unserer Ranch reiten und möchte mich daher nicht länger in Austin aufhalten als nötig.«

Thamar klatschte Josef in Gedanken Beifall, während Rachel erneut keifte.

»Am besten sollte Mister Montgomery beide erschießen. Dann wäre auch die Schmach gerächt, die Josef Fitchner meiner armen Abigail antat, indem er seine Verlobung mit ihr gelöst hat.«

Am liebsten hätte Thamar sie daran erinnert, dass nicht Josef der Schuldige gewesen war, sondern Abigail. Auch die Mutter selbst hatte die Folgen zu verantworten, weil sie Abigail mit Jim Jenkins alleine hatte ausreiten lassen. Solche Worte aber hätten ihr ein paar heftige Ohrfeigen eingebracht – und das vor allen Leuten. Daher wartete sie innerlich zitternd darauf, wie Montgomery reagieren würde.

Die Beleidigungen, die Josef dem Herausforderer seines Vaters an den Kopf geworfen hatte, waren übel. Montgomery wusste selbst, dass man ihn beschuldigen würde, einen alten Mann zum Duell genötigt und getötet zu haben. Doch Walther war ein politischer Gegner, den es zu beseitigen galt. Josef Fitchner hingegen stand noch im Schatten seines Vaters, und sein Tod brachte ihm nichts ein.

Daher schluckte Montgomery seine Wut hinunter. »Ich werde

Sie bei passender Gelegenheit zurechtstutzen, Josef Fichtner. Doch jetzt ist erst einmal Ihr Vater an der Reihe!«

Montgomery fügte noch einige Beleidigungen hinzu und ließ dabei alle Höflichkeit fallen.

Rachel Coureurs klatschte begeistert. »Das ist ein echter Gentleman des Südens!«, rief sie ihrer Tochter zu. »So einen wünsche ich mir als Schwiegersohn.«

Da sie ihrer Stimme keine Zügel anlegte, vernahmen es alle im Saal. Thamars Gesicht wurde puterrot, und sie wünschte sich ans andere Ende der Welt. Montgomery hingegen deutete eine Verbeugung in Rachels Richtung an und wandte sich mit einer herablassenden Geste wieder Walther zu.

»Ich will es gleich und hier erledigen!«

»Im Sitzungssaal des Senats? Ich finde, wir sollten diesen ehrwürdigen Ort nicht durch eine Schießerei entweihen«, antwortete Walther eisig.

»Vater, das ...«, begann Josef, doch Walther wies ihn mit einer Geste an zu schweigen. »Dies ist meine Sache! Mister Montgomery hat meine Ehre in den Schmutz getreten und wird dafür bezahlen.«

Walther drehte sich zu Sam Houston um, einem seiner letzten politischen Freunde. »Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie mir sekundieren würden, Sam.«

»Das mache ich gerne! Da Sie der Geforderte sind, steht es in Ihrem Ermessen, die Waffen zu wählen«, antwortete Houston.

»Ich bestehe darauf, richtige Duellpistolen zu verwenden. Die neumodischen Revolver der Firmen Colt und Remington schießen mir zu ungenau.«

»Ich werde Ihnen eine Kugel genau zwischen die Augenbrauen jagen!« Montgomery ärgerte sich zunehmend darüber, dass sein Gegner keinerlei Angst zeigte, sondern so kühl

blieb, als ginge es um ein alltägliches Geschäft. Außerdem passte es ihm nicht, mit einer Duellpistole schießen zu müssen. In den letzten Jahren hatte er sich an seinen Colt gewöhnt und hätte lieber diese Waffe benutzt.

Da er sich jedoch keine Blöße geben durfte, nickte er hochmütig. »Ich hoffe, einer Ihrer wenigen Freunde besitzt ein passendes Paar Pistolen. Wenn einer meiner Freunde sie von seiner Plantage holen müsste, würden einige Tage vergehen.«

»Ich kann aushelfen«, klang da erneut Sam Houston's markante Stimme auf. Man hatte ihn zwar zum Gouverneur von Texas gewählt, aber in der Zwischenzeit waren ihm durch seine strikte Ablehnung der Sezessionsbestrebungen des Südens die meisten seiner Anhänger verlorengegangen. Zudem war er ein enger Freund von Walther und Männern wie Montgomery auch deswegen suspekt.

Houston schwang seinen Gehstock so durch die Luft, dass einige, die sich zu weit nach vorne gewagt hatten, zurückzuckten. »Ich besitze zwei passende Pistolen«, erklärte er noch einmal. »Sie sollten einen Ihrer Freunde darum bitten, mit mir zu kommen, damit er sieht, dass ich an den Pistolen nichts verändere. Ich will nicht, dass es heißt, General Fitchner habe nur deshalb das Duell gewonnen.«

Houston's Worte trafen Montgomery wie eine Ohrfeige. »Sie werden schon sehen, wer aus diesem Duell als Sieger hervorgeht, Mister Gouverneur«, antwortete er ätzend und drehte sich zu seinen Freunden um. »Würde bitte jemand den Gouverneur begleiten!«

Sofort traten sechs Mann vor, einigten sich dann aber darauf, dass zwei von ihnen mit Houston gehen sollten.

An ein Weiterführen der Senatssitzung war unter diesen Umständen nicht mehr zu denken. Daher hob sich Edward Montgomery das, was er noch hatte sagen wollen, für den

nächsten Tag auf. Als er den Saal verlassen wollte, vertrat ihm Rachel Coureur den Weg und ergriff seine Hand.

»Ich danke Ihnen, Senator, dass Sie der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen und diesen elenden Fitchner in die Hölle schicken werden.«

Walther sagte sich, dass Rachel schon immer ein Ekel gewesen war und mit zunehmendem Alter immer schlimmer wurde.

2.

Schlägereien aus politischen Gründen gab es in diesen Tagen häufig, gelegentlich auch eine Schießerei. Ein Duell zwischen zwei Mitgliedern des Senats von Texas hingegen kam nicht oft vor, und aus diesem Grund wuchs die Zahl der Schaulustigen von Minute zu Minute. Einige besonnene Männer warnten bereits, dass eine fehlgehende Kugel Unbeteiligte verletzen könnte, und einer forderte die Damen auf, sich dieses Schauspiel zu ersparen.

Bei Rachel Coureur biss er damit auf Granit. »Ich will sehen, wie dieser elende Fitchner stirbt!«, fuhr sie ihn an und hielt ihre Tochter fest, als diese gehen wollte. »Du bleibst bei mir! Ich will nicht, dass dir das Gleiche passiert wie Abigail.«

Thamar fand diesen Vergleich böse, denn sie war nicht willens, wie ihre Schwester ihre Tugend an den nächstbesten Kerl zu verschleudern, selbst wenn sie die Gelegenheit dazu bekommen würde.

Während sie auf die Pistolen warteten, erhielt Montgomery von seinen politischen Freunden viel Lob dafür, dass er mit Walther Fitchner den ungekrönten König des French Settlement aus der Welt schaffen wollte.

»Ist dieser alte Bock erst einmal aus dem Weg geräumt, bringen wir auch die Leute dort dazu, das für Baumwolle geeignete Gebiet an uns zu verkaufen. Sie können ja weiter nach Westen ziehen«, rief sein aus Georgia stammender Schwager, der schon geraume Zeit auf der Suche nach einem geeigneten Stück Land war, auf dem er sich hier in Texas ansiedeln

konnte. Am Rio Colorado gab es einige solcher Flächen, doch solange Walther Fichtner dort das Sagen hatte, bekam kein Sklavenhalter die Chance, sich dort festzusetzen.

Montgomery nickte seinem Schwager zu. »Wenn Fichtner erledigt ist, werden wir auch mit seinen Söhnen fertig! Das French Settlement ist fruchtbar genug für mehrere große Plantagen. Vielleicht werbe ich sogar um Coureurs Tochter und richte mir mit seiner Unterstützung dort eine zweite Plantage ein. Die Nigger dazu könnte ich aus Virginia oder North Carolina holen.«

Unweit der beiden, aber durch Welten getrennt, wartete Walther auf Houstons Rückkehr. Er selbst wirkte völlig gelassen, aber seine Söhne waren nervös.

»Du hättest diesen aufgeblasenen Kerl mir überlassen sollen«, erklärte Josef.

»Er hat mich herausgefordert und nicht dich!« Walther lächelte. Schon viel zu lange hatte er sich Montgomerys Hetzreden und die seiner Freunde anhören müssen, und so empfand er tiefen Groll. Auch war ihm klar, dass er diesen Männern im Weg war. Sie träumten von einem Land, in dem weiße Männer über schwarze Männer herrschten und diese mit Peitschen zwangen, die Arbeit für sie zu erledigen. Doch er war nicht willens, dies zuzulassen, zumindest nicht in dem Bereich, in dem er genügend Einfluss besaß.

Er zog seine Söhne mit einer tröstenden Geste an sich. »Es wird schon gutgehen! Und wenn nicht, so trete ich mit reinem Gewissen vor meinen Herrgott. Ich bin in dieses Land gekommen, um der Unfreiheit zu entgehen. Daher will ich auch keine anderen Menschen als Sklaven sehen.«

»Auch du kannst den armen Hunden, die in dieses Land gebracht worden sind, nicht zur Freiheit verhelfen, Vater«, wandte Josef ein.

»Aber ich kann sagen, dass ich es nicht für gut erachte, und an das Gewissen meiner Mitbürger appellieren, dass sie dies nicht weiter zulassen sollen. Geht dies nur durch meinen Tod, dann soll es eben so sein!«

Seinen Worten zum Trotz empfand Walther wenig Lust, an diesem Tag zu sterben. Nicht zuletzt deshalb hatte er darauf bestanden, altmodische Vorderladerpistolen zu benutzen, denn mit diesen kam er besser zurecht als mit den neumodischen Revolvern.

»Ich glaube, Houston kommt zurück«, meldete Waldemar.

»Dann geht zu ihm und seht euch die Pistolen an«, forderte Walther seine Söhne auf. Diese gehorchten, und für einige Augenblicke stand er allein da. Dann trat Andreas Belcher, sein alter Freund seit fast fünfundzwanzig Jahren, neben ihn.

»Das gefällt mir gar nicht! Fast habe ich den Eindruck, Montgomery habe es darauf angelegt, dich herauszufordern, Fichtner.« Belcher gehörte zu den wenigen, die Walthers Familiennamen noch so aussprachen, wie es in der deutschen Heimat Sitte gewesen war. Die Texaner hatten diesen in Fitchner umgewandelt, da dies für sie leichter auszusprechen war.

Walthers Miene nahm einen ernsten Ausdruck an. »Mir gefällt es auch nicht. Aber da es nun einmal sein muss, werde ich es durchstehen.«

»Montgomery ist gerade mal über dreißig, und du gehst stramm auf die sechzig zu«, wandte Belcher ein.

»Eine ruhige Hand und ein sicheres Auge sind nicht vom Alter abhängig!« Walther sah, wie Houston und die Sekundanten seines Gegners näher kamen, und seine Anspannung kehrte zurück.

»Wir haben die Waffen geprüft. Sie sind in gutem Zustand und von gleicher Art«, erklärte Josef.

Einer von Montgomerys Sekundanten nickte. »Das Gleiche

haben auch wir festgestellt. Jetzt sollen die Pistolen unter Aufsicht geladen werden.«

»Tut das!«, beschied Walther ihn knapp.

»Macht schon!«, rief Montgomery ungeduldig, denn ihm dauerte das Zeremoniell bereits viel zu lange.

Auch ärgerte er sich über die unnatürliche Ruhe, die sein Gegner ausstrahlte. Ihm kamen wieder die Erzählungen in den Sinn, denen zufolge Walther Fitchner schon etliche Männer in einem Pistolenduell besiegt haben sollte. Da war auch von irgendeinem deutschen Grafen die Rede gewesen, der den weiten Weg nach Texas auf sich genommen hatte, um sich wegen einer alten Sache mit Fitchner zu schlagen. Wie es hieß, war der Mann mit zerschossener Schulter auf ein Schiff gebracht worden. Ob er die Heimat lebend erreicht hatte, wusste niemand in Texas zu sagen.

Montgomerys Handflächen wurden feucht vor Schweiß. Er starrte auf die beiden Pistolen, die in tödlicher Schlichtheit in ihrem Kasten lagen. Eben nahm einer seiner Freunde eine Waffe heraus und lud sie unter den wachsamen Blicken der Fitchner-Söhne. Da kein anderer es wagte, seinem Vater offen beizustehen, ergriff Josef die andere Pistole und lud sie mit derselben Genauigkeit.

»Wir haben beschlossen, dass jeder die Pistole erhält, die sein Sekundant geladen hat«, erklärte Houston eben regelgemäß.

»Die Entfernung wurde auf zwanzig Schritte festgelegt. Damit keiner einen ungerechten Vorteil erhält, wird kein Mensch das Zeichen zum Feuern geben, sondern das erste Pferd, das zu wiehern beginnt. Habt ihr verstanden?«

»Ich habe verstanden«, antwortete Walther.

»Verstanden!« Montgomery nickte und griff dann zur Pistole, die sein Sekundant ihm reichte. Während er sie kurz überprüfte, lachte er böse. »Jetzt sind Sie an der Reihe, Fitchner!«

Walther kümmerte sich jedoch nicht um den Ausruf, sondern nahm die andere Pistole an sich und sah zu, wie Josef und ein Sekundant seines Gegners die Entfernung ausmaßen.

Als dies geschehen war, stellte Montgomerys Sekundant sich in Positur. »Wir werfen eine Münze! Der Gewinner kann sich den Platz aussuchen, von dem aus er schießen wird. Als Geforderter können Sie wählen, ob Sie Kopf oder Zahl wollen, Mister Fitchner.«

»Zahl!«, entschied Walther.

Der Sekundant zog einen Dollar aus der Tasche, zeigte ihn jedem, der in seiner Nähe stand, damit man sehen konnte, dass es sich um eine neue Münze handelte, und wollte sie dann Josef geben.

»Werfen Sie! Ich vertraue Ihnen«, antwortete dieser.

Mit einer kurzen Bewegung schnellte der andere die Münze in die Luft. Sie drehte sich ein paarmal um die eigene Achse und landete dann auf dem Boden.

»Kopf! Tut mir leid, Mister Fitchner. Ihr Gegner hat die Wahl.«

Der Mann gab sich Mühe, keinen Triumph zu zeigen, denn einer der Duellanten würde die Sonne schräg von vorne haben, und das war nun mit Sicherheit nicht sein Freund Montgomery.

Dieser wies auch sofort auf die günstigere Seite. »Ich wähle diese Stelle!«

Walther nahm es mit einem Achselzucken zur Kenntnis und ging zu seinem Platz. Im Gegensatz zu Montgomery hatte er die Waffe noch nicht gespannt, sondern wartete, bis auch dieser sich aufgestellt hatte.

»Sobald ein Pferd wiehert, könnt ihr schießen«, betonte Sam Houston noch einmal.

Nun erst spannte Walther die Pistole und hob sie hoch. Sein

Gegner zielte bereits auf ihn, um sofort abdrücken zu können, wenn ein Wiehern erklang. Obwohl es in der Umgebung etliche Pferde gab, blieb es jedoch still.

Keiner wusste zu sagen, wie viel Zeit verging. Sekunden dehnten sich zu Minuten und Minuten zu Stunden. Für Walther und seinen Gegner wurde es zunehmend schwer, die Pistole mit dem ausgestreckten Arm zu halten. Während Montgomery die Zähne zusammenbiss und mit dem Zeigefinger den Abzugsbügel umklammerte, atmete Walther ruhig durch und hob den Lauf der Waffe ein wenig, um das Gewicht zu verlagern.

»Langsam müsste doch so ein Zossen plärren«, stieß Rachel Coureur aus, die sich um nichts auf der Welt dieses Schauspiel hätte entgehen lassen. Ihre Stimme hallte wie ein Pistolenschuss über den Duellplatz. Beinahe hätte Montgomery abgedrückt, konnte es aber gerade noch verhindern. Auch er trieb in Gedanken die Pferde an, endlich zu wiehern.

Plötzlich hallte ein misstönender Laut durch die Stadt. Noch während des ersten Tons feuerte Montgomery und sah seinen Gegner kaum merklich zusammenzucken. Walthers Wange und Hals färbten sich rot, und für ein paar Augenblicke hoffte Montgomery, ihn entscheidend getroffen zu haben.

Da senkte Walther den Lauf seiner Waffe ein wenig und zielte auf die Brust seines Gegners, sagte sich aber, dass er mit Montgomerys Tod nichts gewann. Daher zog er die Waffe leicht höher, um den anderen in der Schulter zu treffen. Sein Schuss krachte, doch in dem Moment ließ Montgomery die nutzlos gewordene Pistole sinken und bewegte sich unbewusst zur Seite, um der Kugel seines Gegners zu entgehen. Statt der Schulter traf die Kugel daher den rechten Oberarm. Montgomerys Pistole flog durch die Luft und blieb mehrere Yards entfernt liegen. Blut floss wie ein Bach aus der Wunde,

während er bleich und mit einem verwunderten Ausdruck dastand. Offensichtlich konnte er nicht begreifen, was geschehen war.

»Einen Arzt! Einen Arzt!«, kreischte Rachel Coureur und eilte zu Montgomery. »Bei Gott, welch ein Unglück! Sie sind hoffentlich nicht schwer verletzt, Senator?«

Montgomery versuchte, den Arm zu bewegen, ließ es aber mit einem Aufschrei sein. Alle, die in der Nähe standen, hatten jedoch gesehen, dass sich zwar das Schultergelenk, nicht aber der Arm bewegt hatte.

Endlich kam der Arzt, holte ein Skalpell aus seiner Tasche und schnitt damit die Ärmel von Rock und Hemd auf. Ein einziger Blick zeigte ihm, dass es mit einem schlichten Verband nicht getan war. Trotzdem wand er mehrere Leinwandstreifen um den Arm, damit die Wunde nicht mehr blutete, und trat einen Schritt zurück.

»Mister Montgomery muss auf einem Bett liegen, damit ich ihn richtig versorgen kann. Können Sie gehen?«, fragte er den Verletzten.

Dieser nickte mit knirschenden Zähnen, war allerdings so bleich, dass mehrere seiner Freunde ihn stützten. Während der Senatssitzungen lebte Montgomery im Hotel, doch als man ihn dorthin bringen wollte, mischte sich Lucretia Ransom, die Witwe eines Parteifreunds, ein.

»Senator Montgomery braucht bessere Pflege, als er sie im Hotel erhalten könnte. Schafft ihn in unser Haus!«

»Ja, tut das!«, stimmte Rachel Coureur ihr zu.

Da sie ohne ihren Ehemann nach Austin gekommen war, wohnte sie nicht im Hotel, sondern bei dieser Dame, und sie sah dies als gute Gelegenheit an, Montgomery ihrer Tochter Thamar schmackhaft zu machen.

Lucretia Ransom begriff die Absicht ihres Gastes und be-

schloss, diesen Plan zu vereiteln. Immerhin hatte sie selbst eine Tochter im heiratsfähigen Alter, für die Edward Montgomery der passende Ehemann war. Nicht zuletzt aus diesem Grund hatte sie angeboten, den Verletzten in ihr Haus aufzunehmen. So konnte sie sich die Dankbarkeit des reichen Baumwollpflanzers sichern, ihr Ansehen in der Stadt heben und, wenn alles gutging, ihre Tochter an den Mann bringen. Rachel warf Walther noch einen hasserfüllten Blick zu und nahm wahr, dass dieser nur ein wenig an der Wange und am Ohr verletzt war. Daraufhin beklagte sie stumm, dass Montgomery nicht besser getroffen hatte.